

Populismus

Eine Revolte gegen Auswüchse der Moderne

Gespräch mit Karin Priester über Populismus gestern und heute

Je mehr die Bindungskräfte großer Volksparteien schwinden, desto mehr muss mit dem Erstarken der politischen Ränder und dem Aufkommen populistischer Gruppierungen gerechnet werden. Die Kurzkariere des Ronald Barnabas Schill in Hamburg hat deutlich gemacht, wie rasch Populisten inzwischen reüssieren, aber auch wieder abstürzen können. Die politische Soziologin Karin Priester hat in einem gerade bei CAMPUS erschienenen Buch historische und aktuelle Erscheinungsformen des Populismus – vom Steuerrebell Pierre Poujade bis zum postmodernen Pim Fortuyn – untersucht. Priester wurde 1941 in Gleiwitz geboren. Sie war bis zum Februar 2007 Professorin für Politische Soziologie an der Universität Münster, inzwischen ist sie emeritiert. – Das Gespräch mit ihr führte Norbert Seitz am 12. April in Berlin.

NG/FH: Sie wenden sich in Ihrem neuen Buch gegen die inflationäre Verwendung des Begriffs »Populismus«. Er wird mittlerweile für jeden Anflug von Volkstümmlichkeit gebraucht, für Bierzelt-Posen und Bäder in der Menge. Sie schreiben aber, Populismus sei mehr als nur eine Stilfrage. Die sozialpsychologische Ebene, zum Beispiel der Umgang mit Ausländern als auch der Politikstil, zum Beispiel Auftreten, Diskursführung oder Rhetorik, reichen nicht aus, um das Spezifische des Populismus in Augenschein zu nehmen. Warum ist das so?

Karin Priester: Bei den nordamerikanischen und europäischen Populismen handelt es sich um Mittelstandsbewegungen, die ein klar umrissenes Menschenbild, eine bestimmte Ideologie vertreten, was freilich nicht so ausformuliert ist wie in

den so genannten Hochideologien, also im Sozialismus oder Liberalismus. Das führt häufig dazu, dass man nicht die programmatischen Forderungen, sondern nur das Auftreten, die sprachlichen Provokationen und Entgleisungen von Populisten wahrnimmt.

NG/FH: Sie stellen einmal die Frage, ob Populismus eher Zutat oder Speise, kulturelles Ferment oder soziale Bewegung sei. Zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen?

Priester: In der Regel werden populistische Syndrome von konservativen Volksparteien, weniger von sozialdemokratischen, aufgesogen, sind also eher eine Zutat oder Beimischung zu größeren politischen Amalgamen. Populisten reagierten immer schon allergisch auf das, was sie als Bevormundung der Kleinen durch

die Großen wahrnehmen. Seit den 90er Jahren legen sie den Akzent auf die wachsende Staatstätigkeit. Der »Moloch« Staat wird zunehmend als Instanz der Bevormundung wahrgenommen, dem durch Abbau sozialstaatlicher Errungenschaften, Deregulierung, Entstaatlichung und Entbürokratisierung entgegenzutreten sei. Marktliberale Forderungen treten, von Land zu Land verschieden, auch im Verbund mit dem Subsidiaritätsprinzip der katholischen Soziallehre auf. Ziel ist immer die Verteidigung oder Wiederherstellung von Selbsttätigkeit, Selbstständigkeit, Selbstorganisation des produzierenden Mittelstandes. Auch der Gegner ist immer der gleiche: der moderne Interventionsstaat mit seinen Experten, Bürokraten und Technokraten, nicht zuletzt auch die Sozialstaatsklientel, die von staatlicher Zuwendung in der einen oder anderen Form abhängig sind.

NG/FH: Populismus sei das Ergebnis »einer gestörten Kommunikationsbeziehung zwischen Eliten und Volk«, schreiben Sie. Wir haben es offenbar mit einer merkwürdigen »Mischung aus Konsistenz und Ambivalenz«, einer »Revolte gegen die Moderne« zu tun. Sie sehen im Populismus noch immer eine »Volksvariante konservativen Denkstils«, einen auf sich gestellten, theoretisch armen Konservatismus, wie Sie schreiben, gewissermaßen dessen »Volksausgabe«. Lässt sich diese eindeutige politische Lagerzuordnung heute noch aufrecht erhalten?

Priester: Populismus ist heute keine Revolte gegen die Moderne mehr, sondern eine Revolte gegen bestimmte Auswüchse der Moderne. Dazu gehören vor allem Megalomanie, technokratischer Machbarkeitswahn, Wachstumsfetischismus und Bevormundung durch den Staat, Aspekte, die Populisten mit Konservativen teilen. Es gibt zwar einen Linkspopulismus, der in Deutschland aber kaum eine Tradition hat. In Deutschland war die



Reiner Zensen

Prof. Karin Priester: »Populistische Elemente werden über kurz oder lang von integrationsfähigen Parteien oder Bewegungen absorbiert.«

Linke ja immer ziemlich staatsfixiert. Dagegen kann man gewisse Ausprägungen der angelsächsischen Linken der populistischen Großfamilie zurechnen, deutlich etwa im *Associationalism*, der für Selbsthilfe und Selbstorganisation eintritt und sich der gildensozialistischen Tradition verpflichtet fühlt, auch in Verbindung mit anarchistischen Elementen in der Tradition Proudhons.

NG/FH: Das überzeugt mich nicht ganz. Man hat mitunter den Eindruck, dass Sie den Begriff »Linkspopulismus« nicht gern gebrauchen, weil Ihnen Ihre anti-keynesianische Definition von Populismus da ein bisschen analytisch im Wege zu stehen scheint. Nehmen wir nur Oskar Lafontaine, der schon in seinen besseren sozialdemokratischen Zeiten vom Stil her ein Populist gewesen ist. Die ganze Pose des *local hero* aus dem kleinen Saarland, der gegen »die da oben in Bonn« und Berlin, die Faulenzer und Inkompetenten, die »Sesselfurzer« und »Laienspielscharen« mobilisierte. Zuletzt verwandte er sogar den wohlkalkulierten NPD-Lapsus von den »Fremdarbeitern«. Wurde da nicht ein typisches populistisches Muster von links bedient?

Priester: Ein *local hero* ist *per se* noch kein Populist, wie auch Berlusconi kein Populist ist, obwohl er häufig als solcher bezeichnet wird. Was den Anti-Keynesianismus als ein wichtiges, wenn auch nicht alleiniges Merkmal des Populismus angeht, so stammt diese Definition nicht von mir, sondern von Umberto Bossi. Aber den gleichen Impuls finden Sie bei Pim Fortuyn, bei den skandinavischen Steuerrebellin und schon in den 50er Jahren bei Pierre Poujade in Frankreich. Generell, auch im Falle Lafontaines, muss man unterscheiden zwischen einem populistischen, marktschreierisch-provokanten Stil und den Inhalten, vor allem den Staatszielmodellen, also der Frage nach der Rolle des Staates und der Reichweite seiner Intervention in heutiger Zeit. In dieser Hinsicht scheint mir Lafontaine eher in einer sozialistischen Tradition zu stehen, also mehr Sozialstaat, mehr gewerkschaftliche Mitsprache, höhere Lohnforderungen der abhängig Beschäftigten, alles Dinge, die genuinen Populisten immer ein Dorn im Auge waren. Populisten forcieren einen neuen Klassenkampf, nämlich den zwischen dem privaten und dem öffentlichen Sektor und haben nie

einen Hehl daraus gemacht, auf welcher Seite sie stehen. So gesehen, sind weder Lafontaine noch, auf der anderen Seite, Berlusconi Populisten, was keineswegs ausschließt, dass sich beide in hohem Maße populistischer Stilmerkmale bedienen. Populisten neigen aber mehr als andere dazu, sozioökonomische Probleme auf eine sozialpsychologische Ebene zu verlagern und nach Sündenböcken zu suchen. Dies wäre schon ein Moment, das man bei Lafontaine mitunter beobachten kann. Das unselige Wort von den »Fremdarbeitern«, leider mehr als nur ein Lapsus, spielte ganz gezielt mit der Wut auf »die da oben« und der Verlagerung der Ursache von Missständen nach »außen«, auf »Fremde«, Ausländer, Immigranten etc. mit dem Ziel, einer frustrierten Klientel Identitätsangebote zu machen, wie man sie bisher nur von der Rechten kannte.

NG/FH: Historische Vorläufer des Populismus in den USA sind durchgängig vorhanden. Das beschreiben Sie an Beispielen von Huey Long über George Wallace und seinen Rassismus bis Ross Perot, seine REFORM PARTY und den Verbraucherschutzanwalt Ralph Nader. Dort sei ein gewisser Entwicklungsumschlag zu sehen, eine »Inversion des Populismus« zu einem qualitativ neuen politischen Typ, den Sie als »Semifaschismus« oder »führerzentrierten Massenklientelismus« bezeichnen. Was ist darunter zu verstehen?

Priester: Man darf nicht zu viele und zu unterschiedliche Politiker in einen Sack stecken. Ross Perot und Nader sind Populisten der 90er Jahre, die mittelstands- und verbraucherzentrierte Themen auf die politische Agenda setzten und als dritte politische Kraft neben den beiden großen amerikanischen Parteien auftraten. Am Beispiel von Huey Long und George Wallace habe ich dagegen versucht, einer anderen Frage nachzugehen, nämlich: Wann und unter welchen Be-

dingungen mutiert Populismus zu einem anderen politischen Typus, den ich in Ermangelung einer griffigeren Bezeichnung »führerzentrierten Massen Klientelismus« genannt habe, also einen Semifaschismus oder Bonapartismus. Hier handelt es sich um charismatische Führer, die den Staat bzw. ihren Bundesstaat wie ihre Pfründe behandeln und aus den mittleren und unteren sozialen Segmenten der Gesellschaft eine von staatlichen Gunstbezeugungen abhängige Klientel um sich scharen. Das öffnet der Korruption, der Vetternwirtschaft, der Patronage Tür und Tor. Wenn dies dann noch, wie im Falle von Wallace, einhergeht mit rabiatestem Rassismus, sollte man von Faschismus sprechen. In meinem Buch vertrete ich die These, dass der Populismus als solcher nicht regimefähig ist, sondern als Protestbewegung oder Unmutsaufwallung ein Intermezzo bleibt.

Die populistischen Elemente werden über kurz oder lang von integrationsfähigeren Parteien oder Bewegungen absorbiert, sei es von – meist konservativen – Volksparteien oder, wie das historische Beispiel zeigt, von faschistischen Bewegungen, die sich die typisch populistische Produzentenethik zumindest rhetorisch zu eigen machen. Wir haben es in diesem Fall mit einer Inversion oder einem Umschlagen des Populismus zu tun, weg von dem libertären, mitunter geradezu anarchokapitalistischen Credo der Selbstorganisation von Produzenten und Staatsabbau hin zu Führerzentrierung und Etablismus.

NG/FH: Kommen wir zu einem weiteren neuen Typus von Populismus, wie er in Europa existiert, dem »postmodernen Populismus«. Sie analysieren diesen Zusammenhang am Beispiel von Pim Fortuyn in Holland, der sogar beim ehemals linksliberalen Publikum zu punkten verstand. Was unterscheidet denn Fortuyn von klassischen Populisten wie Jörg Haider oder Franz Schönhuber?

Priester: Unter Postmodernismus wird die Absage an die »totalisierenden« Aspekte der Moderne mit ihren ideologischen Großerzählungen verstanden. Postmodernismus versteht sich als radikalisierte Pluralismus und konsequente Dezentralisierung. Auf dieser kulturellen Klaviatur hat Fortuyn virtuos gespielt, nicht zuletzt, weil er als bekennender Homosexueller nicht die alten Familienwerte und Sexualnormen propagierte, sondern sich mit dem Flair von Weltoffenheit, Toleranz und Urbanität umgab. Gesellschaftspolitisch argumentierte er liberal und konservativ zugleich, weg von den großen Aggregaten, von *Big Business* und Gewerkschaften, hin zur Kleinteiligkeit in einer regionalisierten Netzwerkgesellschaft. Als Provokateur genoss er dabei einen hohen Unterhaltungswert und verstand es zugleich, Fremdenfeindlichkeit mit einem progressiven Anstrich zu versehen, indem er Toleranz in Fragen von Sitte und Moral gegen die kulturelle Rückständigkeit von Muslimen und anderen Immigranten ausspielte. Postmodern kann man Fortuyn auch deswegen nennen, weil er das politische Gerüst der Moderne im 20. Jahrhundert, insbesondere die korporatistische Absprachenpolitik, die ja lange ein hohes Maß an sozialem Frieden garantiert hat, in Frage stellte und zwar keineswegs im Namen des »Volkes«, wie man es von älteren Populisten kennt, sondern im Namen des nachemanzipatorischen, »mündigen« Bürgers. Dies war ein neuer Zungenschlag, den man bei der Diskussion über heutige Formen des Populismus im Auge behalten sollte.

NG/FH: Nun hat die Virulenz des Populismus in unserer Zeit nach Ihrer Einschätzung auch mit dem »Ende des sozialdemokratischen Zeitalters« zu tun. Jene Ära bestand aus drei Kerngedanken, ökonomisch aus dem Keynesianismus, politisch aus dem »korporatistischen Dreieck« aus Unternehmen, Gewerkschaften und Staat sowie sozial aus dem institutionalisier-

ten Klassenkonflikt. Nunmehr befinde sich – so schreiben Sie – die Sozialdemokratie in einer »Modernisierungsfalle«. Was heißt das?

Priester: Es ist bekannt, dass die drei genannten Kerngedanken inzwischen Rost angesetzt haben. Das betrifft vor allem die keynesianische Wirtschaftspolitik. Vor dem Hintergrund einer neoliberalen Welle der Deregulierung und Dezentralisierung befindet sich die Sozialdemokratie in der problematischen Situation, entweder die neuen Unterschichten, das »Prekariat«, zu bedienen oder zur Neuen Mitte, den gut ausgebildeten Leistungsträgern, zu tendieren. Beides wird sie nur schwer miteinander vereinbaren können. Aber auch die »korporatistische« Absprachenpolitik, die Populisten immer angeprangert haben und die Schröder mit dem »Bündnis für Arbeit« wieder beleben wollte, ist nicht mehr auf der Tagesordnung.

Die Daseinsberechtigung der sozialdemokratischen Parteien in Europa lag – und liegt immer noch – im Sozialliberalismus, also einer austarierten Kombination von sozialstaatlichen und liberalen Elementen, politisch in einem Bündnis zwischen den Unter- und den Mittelschichten. Nun sind aber die »werk tätigen Massen«, bedingt durch den Übergang von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft, keineswegs mehr homogen und häufig nicht einmal mehr werktätig, sondern arbeitslos. Ihnen liegt daher die Verteidigung anderer Werte am Herzen als die der Neuen Mitte.

NG/FH: Während die Sozialdemokraten sich in einer Modernisierungsfalle befänden, gerieten umgekehrt die Rechtspopulisten in eine »Deregulierungsfalle«. Wie ist das zu verstehen?

Priester: Unter »Deregulierungsfalle« verstehe ich die Situation, die eintritt, wenn Populisten über ihre mittelständische Kernklientel hinaus in untere soziale Segmente einzudringen versuchen. Mit

Forderungen nach Entstaatlichung, Deregulierung und Abbau des Sozialstaats stellen sie sich in diesen Kreisen selbst eine Falle. Vielmehr müssen Populisten, um ihre Basis zu erweitern, sozialstaatlicher handeln, als ihnen eigentlich lieb ist. In dieser paradoxen Situation neigen sie dazu, den Widersprüchen auszuweichen, indem sie diese auf eine sozialpsychologische Ebene abwälzen und nach Sündenböcken suchen.

NG/FH: Wenn man sich die Führer, Bewegungen, Parteien anschaut, dann stellt man nahezu durchgängig ein selbstdestruktives Moment fest. In Österreich hat sich der Haiderismus in zwei kleine Splitterparteien zerlegt. Die Fortuyn-Liste spielt in Holland keine Rolle mehr. Bossis LEGA ist in Italien abgewählt worden. Auch der xenophobisch dominierte Rechtspopulismus in Skandinavien hat nicht mehr den Erfolg wie Ende der 90er Jahre. Und in Deutschland kann man von den kurzzeitig in Baden-Württemberg reüssierenden Schönhuber-REPUBLIKANERN bis zu Schill in Hamburg auch feststellen, dass alle Gruppierungen dieser Art untergegangen sind. Scheitern Populisten in der Regel an ihrem Populismus?

Priester: Populistische Bewegungen sind Strohfeuer, die aufflammen und ein bestimmtes Protestpotenzial absorbieren. Sie spielen kurzfristig eine gewisse Rolle als *Agenda-Setter* und als Katalysatoren von Unmut, ausgelöst durch Verkrustungen und Versäumnisse der politischen Eliten, die als alternativloser Block oder als Kartell wahrgenommen werden. Wenn Politik das Bohren dicker Bretter ist, dann ist Populismus allenfalls das Trommeln auf dicken Brettern.

Literatur zum Gespräch:

Karin Priester: Populismus. Historische und aktuelle Erscheinungsformen. CAMPUS VERLAG, Frankfurt am Main 2007, 210 S., € 16,90.

